

**Zeitschrift:** Die Berner Woche  
**Band:** 28 (1938)  
**Heft:** 33

**Artikel:** Das Recht zu leben [Fortsetzung]  
**Autor:** Wolff, Ludwig  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-646598>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 17.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Fortsetzung von S. 819: „Der Stromboli bricht aus“.

Er ist einer der Vulkane, die immer in Tätigkeit sind, wie zum Beispiel auch der Kilauea auf Hawaii und man spricht geradezu von einem Strombolizustand der Vulkane. Das heißt, ohne daß gewaltige Erscheinungen eintreten, stößt dieser Berg beständig stärkere Dampfmassen aus, während im Krater selbst glutflüssige Gesteinsmassen vorhanden sind, von denen oft in regelmäßigen Zwischenräumen durch Explosionen riesige Massen emporgeschleudert werden.

Bei einem Ausbruch selbst steigern sich vorgenannte Erscheinungen gewaltig. Unter anfangs leisern, bald immer stärker werdenden Erschütterungen des Berges und seiner nächsten Umgebung, unter immer zunehmendem Getöse werden die aus dem Krater aufsteigenden Dampfmassen immer größer und steigen oft bis zu vielen tausend Meter hoch, bis sich plötzlich die Dampfäule dunkel färbt. Das glutflüssige Gestein ist in diesem Moment in den Schlot eingedrungen und zerstäubt dort

unter den fortwährenden Explosionen zu feiner Asche und zu Sand. In der Nacht steht an Stelle der dunklen Säule eine Feueräule über dem Ausbruchspunkte; es ist der Widerschein der Glut im Krater. Die Asche selbst, die oft am Tage die Sonne zu verfinstern vermag, stäubt dann in der weitem Umgebung des Berges nieder, wobei sich nicht selten in Verbindung mit dem Ausbruch noch Gewitter bilden, die dann diese Schlammmassen als Ströme über die Kulturen schweben, alles vor sich her mitreisend. Viel schlimmer aber ist der Ausbruch, der die flüssige Lava aus dem Kraterinnern herauschafft, wobei dann alles vor dem Lavaström her versengt wird.

Dann ebt der Donner und das Getöse der gewaltigen Explosionen wohl wieder langsam ab, und der Berg, der Vulkan, nimmt wieder sein altes Bild an, — wird ruhig, aber überragt doch stets unheilvoll die Landschaft, die wie selten anderswo gerade zu Füßen der Vulkane überaus fruchtbar ist. W. S.

## Das Recht zu Leben

Von LUDWIG WOLFF

20. Fortsetzung.

„Keridan stellt dir einen Entlastungszeugen zur Verfügung, der beschwört, gesehen zu haben, wie ein Fremder ein Paket in deinen Wagen legte, vorausgesetzt, daß du dich verpflichtest, das Geld zurückzuerstatten.“

Hollbruch lächelte.

„Das ist mir zu spitzfindig. Außerdem sprechen die Tatsachen dagegen.“

„Welche Tatsachen?“

„Daß in meinem Wagen nichts gefunden worden ist.“

„Vielleicht hast du Glück gehabt, Peterchen. Vielleicht haben die Zollbeamten die Ware nicht entdeckt.“

„Der Wagen ist doch auseinandergenommen worden, Eva. Sogar einen Reifen haben sie geöffnet.“

Sie gab sich nicht geschlagen.

„Du hast aber sechs Reifen an deinem Wagen.“

„Du meinst also, daß die Zollbeamten zufällig einen leeren Reifen erwischt haben, während in allen anderen Reifen Gifte verborgen waren? Nee, Evchen, so viel Glück gibt es nicht.“

„Wir können uns leicht davon überzeugen, Peter.“ Sie stand auf. „Komm, wir wollen uns mal die andern Reifen anschauen.“

Er machte eine unwillige Bewegung.

„Jetzt mitten in der Nacht? Du bist nicht bei Trost.“

„In der Box steht uns kein Mensch. Komm, Peterchen. Ich möchte zu gern wissen, ob ich recht habe oder nicht.“

Hollbruch gab nach.

„Bitte, wenn es dir Vergnügen macht.“

„Ich will nur mein Abendkleid ausziehen, damit ich dir helfen kann.“

Fünf Minuten später gingen sie nach der Garage und sperrten die Box auf, in der der Wagen stand.

„Welcher Reifen soll es sein, Herr Zollinspektor?“ fragte Hollbruch scherzend.

„Beginnen wir mit den Reservereifen.“

„Wie Sie befehlen, Herr Inspektor.“

Sie montierten die beiden Reifen ab und fanden nichts.

„Spielen wir noch weiter, Evchen?“

„Natürlich. Jetzt wollen wir den Reifen links rückwärts öffnen.“

Der Reifen war leer.

„Jetzt links vorn, Peter.“

„Den können wir uns schenken. Den haben schon die Zollbeamten aufgemacht.“

„Dann rechts vorn, Peter.“

„Eine perverse Abendunterhaltung“, lachte Hollbruch und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Aber als er diesen Reifen abgenommen hatte, verging ihm das Lachen. Aus dem Schlauch kugelten Paketchen hervor. Hollbruch blickte entsetzt Eva an.

„Es wäre mir lieber gewesen, wenn ich unrecht gehabt hätte“, sagte sie und öffnete eines der Paketchen. Es enthielt Kokain, das sich in der Originalpackung einer berühmten deutschen Fabrik befand.

„Donnerwetter“, rief Hollbruch, der sehr blaß geworden war. „Wenn ich denke, wie leicht ich in Chiasso hätte verhaftet werden können, wird mir ganz schwach im Magen.“

„Ich kann dir nur einen Rat geben, Peterchen, geh' den Grenzen aus dem Weg. Das ist zu gefährlich für dich“, sagte Eva und öffnete ein zweites Paketchen. „Hier hast du Heroin.“

„Jetzt erkläre mir bloß, wie dieses Teufelszeug in meinen Reifen reinkommt.“

„Man hat offenbar dein Rad mit einem andern vorbereiteten vertauscht. Wo hast du zu Mittag gegessen?“

„In Mailand.“

„Wo hast du geparkt?“

„Auf dem großen Platz gegenüber der Scala.“

„Dort kann es geschehen sein, falls der Reifen nicht schon hier in der Garage aufmontiert worden ist.“

Hollbruch starrte die gefährlichen Paketchen an.

„Ich komme mir vor wie der Reiter über den Bodensee.“

„Jetzt wollen wir uns noch den letzten Reifen ansehen, Peter. Sicher ist sicher.“

Der Schlauch enthielt nur Luft.

Hollbruch sammelte die Paketchen auf und schlug sie in einen großen Bogen Papier ein.

„Was machen wir nur damit?“ fragte Eva sorgenvoll.

„Wir nehmen das Zeug vorläufig zu uns in die Wohnung.“

„Das kommt gar nicht in Frage. Vielleicht veranstalten die Herren morgen früh eine Hausdurchsuchung.“ Sie dachte eine Weile nach. „Ich habe einen Ausweg, Peterchen. Wir rudern auf den See hinaus und werfen die netten Paketchen ins Wasser.“

Hollbruch hielt diese Bootsfahrt für überflüssig und für zu poetisch, aber er fügte sich.

Sie verließen die Garage, gingen zum See und mieteten ein Boot. Es war eine sanfte Nacht mit milder Luft, die nach Blüten roch. Auf dem Wasser waren noch andere Boote mit Liebespaaren, mit Lampions, Gesang und Grammophon-Musik.

Während Hollbruch ruderte, verstreute Eva die Paketchen im See. Auf der Rückfahrt sagte Hollbruch träumerisch:

„Es wäre wunderbar, wenn Keridan mit dieser Geschichte etwas zu tun hätte.“

„Warum wäre das wunderbar?“

„Weil man dann Diäten beweisen könnte, daß Keridan ein Gauner ist, der vielleicht zu der ‚D. S. C. J.‘ gehört.“

„Ja, das könnte man“, antwortete Eva voll Bitterkeit.

Sie wußte jetzt, daß Hollbruch niemals aufgehört hatte, an Diäten zu denken.

### 33. Kapitel.

Arbeit zu finden war schwer, stellte Diäten fest, als sie nach Berlin zurückgekehrt war. Eine Woche später erkannte sie, daß Arbeit zu finden fast unmöglich war. Eine ganze Welt hatte Sehnsucht nach Arbeit, aber es war niemand da, der diese Sehnsucht erfüllen konnte.

Diäten wohnte in einem Hospiz. Das bescheidene Zimmer war billig und preiswert, aber jeder Tag verschlang Geld, auch wenn man die Mark noch so krampfhaft festhielt. Ein möbliertes Monatszimmer zu mieten, wäre vorteilhafter gewesen, aber im Anfang hoffte Diäten, irgendeine Stellung zu finden, die sie der Wohnungsfrage entheben würde. Sie konnte stenographieren und maschinens schreiben und bemühte sich zu allererst, irgendwo als Stenotypistin unterzukommen, aber ein Besuch beim Stellennachweis machte ihr klar, daß es aussichtslos war, einen solchen Posten zu finden. Sie wendete sich anderen Kategorien zu und bot sich als Kassiererin und Verkäuferin an, aber es schien, als ob kein Mensch in der nächsten Zeit daran denken würde, eine Kassiererin oder Verkäuferin neu einzustellen.

Diäten schraubte, tapfer und unverzagt, ihre Ansprüche noch tiefer herab und suchte eine Stellung als Hausdame, als Wirtschaftlerin, als Pflegerin, als Stütze, als Köchin, als Mädchen für Alles. Sie gab Geld für Zeitungsanzeigen aus und erklärte sich bereit, jede Arbeit zu übernehmen, auf das Land zu gehen, mit der bescheidensten Entlohnung vorlieb zu nehmen, auf jeden Lohn zu verzichten und sich mit Kost und Quartier zu begnügen. Die Welt um sie blieb stumm. Niemand bedurfte der Dienste Diätens. Gesucht wurden junge Tänzerinnen, Maskeusen und Bardamen, die gute Abendkleider besaßen.

Am neunten Tag wurde Diäten aus Verzweiflung leichtsinnig und beschloß, sich in einem Restaurant ein warmes Mittagessen zu leisten. Es war sinnlos, eine Entscheidung erzwingen zu wollen, die nicht von ihr abhing, sondern von wirtschaftlichen Verhältnissen, die sie nicht ändern konnte. Es war Wahnsinn, zu hungern, wenn man noch ein Vermögen von fünfhundert Mark besaß. Es war gleichgültig, ob man eine Woche früher oder später auf der Straße stand wie die vielen Tausende, die hungrig die Hände ausstreckten.

Nach dem Essen ging sie trotzig in ein Kino und ließ sich vom Film angenehm verlogene Märchen erzählen. Hier war eine andere Welt, die noch Liebesorgen hatte und sich mit neckischen Spielen die Zeit vertrieb. Hier gab es wunderbare Männer, die so gutsituiert waren, daß sie sich dem Edelmut und der Tapferkeit widmen konnten, hier lächelten voll Süßigkeit bezaubernde Mädchen und Frauen, die stets die herrlichsten Anstellungen fanden, sofern sie eine suchten; hier liefen noch behaglich dicke Spaßmacher herum, die die sorgenvollen Zuschauer zum Lachen reizen sollten.

Als Diäten aus der Welt der Märchenkönigreiche wieder auf die graue Straße kam, war sie mutloser und bedrückter als zuvor. Die Sehnsucht, mit einem Menschengesicht zu sprechen und sich mitzuteilen, überfiel sie plötzlich mit solcher Gewalt, daß sie angestrengt nachzudenken begann, wen sie aufsuchen könnte, um mit ihm wenigstens über das Wetter zu reden. Aber es gab eigentlich niemanden, zu dem sie gehen konnte, ohne befürchten zu müssen, entweder zu stören oder angstvoll empfangen zu werden, weil man eine Bettelei erwartete. Schließlich verfiel Diäten auf Keridan, dem man guten Tag sagen und vielleicht erzählen konnte, wie es ihr gelungen war, Heliopoulos zu über-

listen. Um diesem Besuch, gegen den sie selber vieles einzuwenden hatte, auch den leisesten Verdacht einer sentimentalen Annäherung zu nehmen, beschloß sie, nicht nach Dahlem, sondern nach der Fabrik in der Köpenickerstraße zu fahren. Ein Besuch im Büro war sachlich und verpflichtete zu nichts. Sie stieg entschlossen in eine Straßenbahn und fuhr nach der Köpenickerstraße. Als sie die Bahn verließ und auf das Fabrikgebäude zuschritt, entdeckte sie mit einem jähen Erschrecken, daß alle Tore der Fabrik geschlossen waren. In der ersten Sekunde dachte sie, daß heute Sonntag sei, aber ein Blick auf die Mittagszeitung, die sie in der Hand hielt, überzeugte sie vom Wochentag. Sie ging auf die andere Straßenseite und betrachtete die lange Front des Gebäudes. Es war kein Zweifel möglich, die Fabrik war geschlossen. Naht und kahl stand auf dem Dach des Gerüst der Leuchtbuchstaben, die das Wort „Keridan-Radio“ in die Welt hinausgeschrien hatten.

Sie stand wie betäubt da. Der Gedanke, daß wahrscheinlich durch ihre Schuld 650 Arbeiter ihr Brot verloren hatten, war schwer zu ertragen. Es war nur gerechte Sühne, aber kein Ausgleich, daß auch sie jetzt auf der Straße stand und einer Arbeitsmöglichkeit nachjagte, die es nicht gab.

Die Laternen brannten schon, als sich Diäten endlich aufraffte und zur Haltestelle der Straßenbahn ging, um nach Hause zu fahren. Sie hatte nicht die geringste Lust mehr, Keridan aufzusuchen und sich mit ihm über belanglose Pariser Erlebnisse zu unterhalten. Aber als sie abends in ihrem Zimmer saß, dessen strenge Rüchternheit das Herz bedrückte, entschloß sie sich, Keridan zu schreiben. Es war ein hilfloser und verworrener Brief, der auf acht Seiten in allen möglichen Variationen das Bedauern über die Schließung der Fabrik zum Ausdruck brachte. Nachdem sie sich stundenlang mit diesem Schreiben abgemüht hatte, zerriß sie es und begann einen Brief an Peter abzufassen, in dem sie ihn bat, Keridan das Geld zurückzugeben. Aber auch diesen Brief vernichtete sie wieder. Welchen Sinn hatte es, Briefe zu schreiben?

Das Erwachen am Morgen war für Diäten der schlimmste Augenblick des Tages. Man kehrt aus der gütigen Welt des Schlafs in die Wirklichkeit zurück, die einem höhnisch entgegengrinst. Die oft und oft wiedergekauften Gedanken standen wartend da. Planlos und unnütz winkte ein neuer Tag.

In dieser kläglichen Morgenstunde erinnerte sich Diäten Frau Marzahn, der Gemüsehändlerin, als eines lebenden Wesens, mit dem man sprechen konnte, wenn das Stummsein nicht mehr auszuhalten war. Die Aussicht, Frau Marzahn zu besuchen, war so verlockend, daß Diäten sofort aus dem Bett sprang und mit Zuversicht den neuen Tag begann. Sie wollte nicht zu früh nach der Innsbruckerstraße kommen, um das Vormittagsgeschäft nicht zu stören, und verträdelte die Stunden bis elf Uhr.

Als sie in den Laden trat, kam Frau Marzahn, von der Klingel herbeigerufen, aus dem Hinterzimmer und rief herzlich:

„n Tag, Frau Baronin. Ich freue mich aufrichtig, Sie wiederzusehen.“ Sie schüttelte ihre Hände. „Na, wie geht's denn immer?“

„Es muß gehen, Frau Marzahn.“ Sie betrachtete ein wenig erschrocken das matte und blasse Gesicht der stattlichen Frau. „Und wie geht's selbst?“

„Bescheiden, Frau Baronin, äußerst bescheiden. Kommense doch weiter in die gute Stube.“

Sie gingen nach dem Hinterzimmer und nahmen Platz.

„Wo habense sich einjemietet, Frau Baronin, wenn ich fragen darf?“

„Ich wohne in einem Hospiz.“

Frau Marzahn verzog den Mund.

„Hospiz is nich mein Fall. Der Herr Baron wohnt auch im Hospiz?“

„Nein, mein Mann ist noch in der Schweiz. Er hofft, dort eine Stellung zu bekommen. Man versucht eben alles mögliche.“

„Stimmt, Frau Baronin. Heutzutage muß man alles versuchen, um nich zu verrecken.“ Sie seufzte ein bißchen. „Es is

genau wieder so 'ne große Zeit wie im Krieg. Die kleinen Zeiten werden wir woll nich mehr erleben."

"Wie geht der Laden, Frau Marzahn?"

"Gottchen, reich kannste mit Spinat und Wirtingkohl nich werden, aber es läppert sich doch so viel zusammen, daß man die Steuern bezahlen kann. Heut muß der Mensch schon zufrieden sein, wenn ihm das Finanzamt den Grünframladen nicht versteigern läßt. Is doch wahr, nich?" Sie stand auf und ging schwerfällig zu dem Gaskochherd, um unter einem Topf die Flamme kleiner zu machen. „Nee, mit'm Finanzamt hab' ich keenen Verdruß, aber dafür hab' ich andern Merger. Ich bin nämlich krank."

"Wo fehlt's denn, Frau Marzahn?" fragte Dieten teilnehmend.

Die Gemüsehändlerin rümpfte unwillig die Nase.

"Blutungen, Frau Baronin. Der Doktor hat gesagt, und und er is 'n vernünftiger Mann, mein Doktor, Schmiedebusch heißt er, Frau Marzahn, hat er gesagt, Sie müssen sich unbedingt operieren lassen, lieber heut als morgen. Und wenn Schmiedebusch so was sagt, so weiß er, warum er es sagt."

"Da dürfen Sie wirklich nicht lange zuwarten, Frau Marzahn, sonst wird die Sache noch schlimmer."

Frau Marzahn wackelte energisch mit dem Kopf.

"Das ist leicht gesagt, Frau Baronin, aber wie soll ich das bloß machen? Wenn Marzahn noch leben würde, wäre die Sache ganz einfach, obwohl er, Gott hab' ihn selig, vom Gemüsegeschäft keine Ahnung hatte. Aber so? Wenn ich den Laden acht oder vierzehn Tage zu sperre, verläuft sich die Kundschaft. Und wenn sich die Kundschaft mal verlaufen hat, kriegste se nich wieder. Da könnense jeden Geschäftsmann fragen, Frau Baronin."

"Nehmen Sie doch eine Aushilfe."

Frau Marzahn lachte grell auf.

"Mehr fehlt mir nich! Und 'n Loch im Kopf! Die Aushilfe stiehlt wie 'n Rabe und frißt mich rakelahl. Wenn ich aus der Klinik zurückkomme, finde ich hier keenen Gemüseladen mehr, sondern 'ne Tanzdiele oder 'nen Apachenkeller. Nee, nee, Frau Baronin, Aushilfe is nichts."

Dieten überlegte.

"Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, Frau Marzahn. Da ich augenblicklich nichts zu tun habe, bin ich gern bereit, den Laden für Sie zu führen, solange Sie in der Klinik sind."

Frau Marzahn starrte sie entgeistert an.

"Is das jetzt 'n Spaß oder im Ernst gesprochen, Frau Baronin?"

"Ernst, Frau Marzahn."

"Das wäre großartig, Frau Baronin", rief die Gemüsehändlerin rot vor Freude.

"Ich denke, daß Sie Vertrauen zu mir haben können."

"Aber Frau Baronin!"

"Und wenn Sie mir alles zeigen, werde ich es wohl kapieren."

"Das Geschäft habense in einem Tag raus, Frau Baronin. Wenn ich Sie morgen meinen Lieferanten vorstelle, kann ich übermorgen nach der Klinik gehen. Schmiedebusch wird sich freuen." Ein neues Bedenken stieg in Frau Marzahn auf. „Aber denn müßense woll hier auch schlafen, Frau Baronin."

"Klar, Frau Marzahn. Ich hole nachmittags meine Sachen aus dem Hospiz und ziehe zu Ihnen."

"Fein! Sie kriegen das Bett vom seligen Marzahn, ein gutes Bett, worauf Sie sich verlassen können. Hoffentlich wird der Herr Baron nichts dagegen einzuwenden haben, daß Sie 'nen Gemüseladen führen."

"Dem sage ich es gar nicht."

"Recht so! Glaubense mir, Frau Baronin, je weniger man den Männern erzählt, desto besser kommt man mit sie aus." Sie eilte viel weniger schwerfällig als zuvor zum Kochherd. „Und jetzt wollen wir mal 'nen Happen essen. Es gibt Spinat mit Sehei, Frau Baronin."

"Das esse ich leidenschaftlich gern, Frau Marzahn."

"Nachher kochen wir uns 'nen schönen Kaffee und stippen 'n Stück Streuselkuchen rin. Einverstanden?"

"Einverstanden", lachte Dieten und begann den Tisch zu decken.

#### 34. Kapitel.

Die glückhaften Ereignisse waren so schnell über Keridan hereingebrochen, daß er gar nicht zur Besinnung kam. Noch am Tag ihrer Ankunft führte ihn der ehemalige Rittmeister Hagenauer mit Kokotos zusammen, der sich sofort bereit erklärte, die Waren, die in der Fabrik lagerten, zu übernehmen und bar zu bezahlen. Die Summe, die er anbot, lag freilich so tief unter dem Preis, den Heliopoulos und Marbarak festgesetzt hatten, daß Keridan weit über hunderttausend Mark aus der eigenen Tasche zuschießen mußte, um das Geschäft nicht scheitern zu lassen. Er zögerte nicht, dieses Opfer zu bringen, denn er erkaufte damit seine Freiheit. In jener Stunde schien es ihm, als ob kein Preis, der für die Freiheit gezahlt wurde, zu hoch wäre. Die gefährliche Ware wurde noch nachts aus der Fabrik geschafft. Das Geld brachte der Flieger Daberton, der sich wieder gesund gemeldet hatte, nach Holland, von wo es an Heliopoulos und Marbarak weitergeleitet wurde.

Am nächsten Tage kaufte Keridan mit Hilfe eines Strohmannes die Fabrik. Der Kauf war außerordentlich vorteilhaft, denn er brauchte nur knapp den zehnten Teil des wirklichen Wertes der eingerichteten Fabrik zu bezahlen.

Aber als Keridan nach diesen aufgeregten Tagen, die so erfolgreich gewesen waren, wieder zu sich kam und sich seiner Freiheit und der Fabrik freuen wollte, stellte er entsetzt fest, daß er zu viel Glück gehabt hatte. In seiner Gier, von Heliopoulos freizukommen, und sich in den Besitz der Fabrik zu setzen, die ihm die Zukunft bedeutete, hatte er zu rechnen vergessen. Er besaß jetzt die Freiheit und die Fabrik, aber er war ein armer Mann geworden. Freiheit war eine herrliche Sache, aber ein Bettler wußte mit seiner Freiheit nichts anzufangen. Und was half Keridan die besteingerichtete Fabrik, wenn er kein Kapital hatte, um sie in Betrieb zu setzen?

Keridan sah wie ein gefangenes Tier in der Falle und spähte verzweifelt nach einem Ausweg. Er verließ die Villa nicht und saß stumm brütend in den Zimmern herum. Nachts ging er ruhelos in dem kleinen Garten vor dem Haus auf und ab. In der heutigen Zeit einen Teilhaber mit Geld zu finden, war aussichtslos. Man konnte versuchen, die Villa zu veräußern, aber es blieb zweifelhaft, ob Mira, auf deren Namen die Villa gekauft worden war, ihre Einwilligung geben würde. Außerdem genigte die Summe, die heute erzielt werden konnte, in keiner Weise, um die Fabrik in Gang zu setzen. Es gab noch die Möglichkeit, für Kokotos zu arbeiten, aber dieser Gedanke war so grauenhaft, daß ihm Keridan wieder auswich. Wozu hatte er die nutzlosen Opfer gebracht und sein bißchen Geld zum Fenster hinausgeworfen, wenn er jetzt für Kokotos statt für Heliopoulos und Marbarak arbeiten sollte?

Das Vernünftigste, was er tun konnte, war wahrscheinlich, die Fabrik wieder zu verkaufen, auszuwandern und in einem fremden Land ein neues Leben zu beginnen, aber er mißtraute dem schillernden Begriff des neuen Lebens, denn er fühlte sich nicht mehr jung genug.

Da Keridan keinen Ausweg fand, beschloß er, zu warten, ohne zu wissen, worauf er warten wolle. Naturen seiner Art genügte es, eine Entscheidung zu verschieben. Er machte Bilanz und rechnete aus, daß sein Geld noch für acht Monate reichte, wenn er ein bescheidenes Leben führte. Er beschloß zu sparen und den Chauffeur zu entlassen. Auch auf den russischen Koch konnte man verzichten. Gesine würde kochen. Als das Mädchen den Kaffee servierte, fragte Keridan nach dem Koch, der augenblicklich nicht im Hause war.

"Schicken Sie den Koch nach dem Abendessen zu mir."

"Jawohl, Herr Keridan."

Am diesem Nachmittag erschien sehr überraschend Heliopoulos, der es sonst peinlich vermied, in Berlin aufzutreten.

Fortsetzung folgt.